

# I Zur Heimatlosigkeit eines Bedürfnisses

Wer von uns weiß nicht von Momenten im Leben zu berichten, in denen wir getröstet werden wollten? Das Verlangen nach Trost fängt bereits im Kleinen an. Das weinende Kind, das sich wehgetan hat, schreit zwar der Schmerzen wegen, aber verlangt gleichzeitig und laut nach Trost. Die Trostanlässe werden jedoch alsbald ernster und schwerwiegender. Der unwiederbringliche Verlust einer geliebten Person stürzt in Verzweiflung, weil ihrem Weggang nicht abgeholfen werden kann. Der Lebensplan ist durch ein schlimmes Widerfahrnis durchkreuzt worden, ein Unglück hat uns aus der Bahn geworfen, die Rückkehr zu einem Vorher ist ausgeschlossen. In dunkler Trostlosigkeit will jedoch niemand zurückbleiben. Deshalb halten wir im Stillen Ausschau nach Trost und hoffen darauf, nicht alleingelassen zu werden. Aber auch jene Zukunftsaussichten, die weit über das persönliche Befinden hinausgehen – die globalen politischen Wirrnisse und Krisen, der ökologische Notstand unserer Welt, die Gefährdung des Weiterlebens auf unserer Erde –, alle diese Herde der Verunsicherung und der existenziellen Bangigkeit wollen nicht ohne eine Aussicht auf Trost bleiben. Das Bedürfnis nach ihm scheint allgegenwärtig, denn seine Anlässe sind vielfältig. Wir suchen immer wieder nach »Geborgenheit im Schlechten« und wollen für eine Weile »der Welt entsunken«<sup>8</sup> (Peter Strasser) sein.

Dennoch besitzen sowohl das Trostbedürfnis als auch das Trösten eine schlechte Reputation. Der »falsche Trost« liegt uns eher auf der Zunge als die Sprache des gelungenen Tröstens. Der Verdacht falscher Versprechungen liegt nah. Das »Trostpflaster« gilt als Leugnung der Tiefe oder Größe einer seelischen Wunde, als Verharmlosung psychischen Leidens. Die religiöse Tröstung scheint ausgezehrt zu sein. Vermutlich kennen wir den »Kelch des Leidens«, falls das Christentum uns in Grundzügen vertraut geblieben ist, aber wer verfügt in seiner Sprache noch über die Metapher vom »Becher des Trostes«? Wer pilgert noch zu der Gottesmutter Maria, der Trösterin der Betrübten (Maria Consolatrix afflictorum), und nicht nur auf dem Jakobsweg als Weg zur Selbstfindung? Erst recht hat die Rede von der »Verströstung« den Ruf des Trostes gehörig ramponiert, um nicht zu sagen desavouiert. Es werden Ablenkungen vermutet, wo tatkräftiges Handeln angeblich erforderlich wäre. Der Verdacht wird auf Strategien des Einverständnisses mit den schlechten Verhältnissen gelenkt, wo in Wahrheit der schonungslose Blick auf die schlimme Lage nottäte.

Wer zu trösten beabsichtigt, hege trübe Intentionen, nämlich die Unmündigkeit des Adressaten aufrechtzuerhalten und den schlechten Status quo zu konservieren. Ist der Trost nicht längst von der berühmten Invektive Karl Marx', »Religion« mitsamt ihrer Trostambitionen sei »Opium des Volkes«, schwer kontaminiert worden? Bestätigt und besiegelt der Trost nicht unsere Ohnmacht, unser teils selbst verschuldetes Unvermögen, das Ungute zu wenden? Gehört der Trost nicht zum Vokabular der Gestrigen, der Advokaten der Passivität und der deplatzierten Einwilligung, also der Resignation am falschen Ort? Ist, wer zu trösten unternimmt oder sich trösten lassen möchte, »nicht ganz bei Trost«?

In Zeiten eines entfesselten Aktivismus, der entschiedenen und progressiven Selbst- und Weltumgestaltung und angesichts des Imperativs, Reichweitenvergrößerung sei als Grundmotiv unse-

res Daseins zu betrachten, haftet dem Trost etwas Unmodisches, besser – etwas *Unmodernes* an. Sind in schweren Lebensumständen nicht eher Aufheiterung und Aufmunterung angesagt? Wo Letztere keine Aussicht auf Erfolg haben, sei doch eher eine zwischenzeitliche Besänftigung und Linderung des Schreckens an der Tagesordnung, die Verabreichung eines Labsals für die Seele, ein sanftes Narkotikum vonnöten, bis wir wiederum hellwach und frohgemut voranschreiten? Warum sollten wir nicht zu Mitteln des Gedächtnisverlusts greifen, die uns zumindest kurzweilig in eine andere, angeblich bessere Welt entführen, neue Energien sammelnd für den Weg, der vor uns liegt? Hat unser therapiefreudiges Zeitalter nicht längst Auswege aus der vermeintlichen Trostlosigkeit freigelegt? Ist ein Heilungsversprechen angesichts einer persönlichen Katastrophe denn keine Option?

Diese blanke Zuversicht geht aber an den Realitäten des menschlichen Lebens vorbei. Es gibt Dinge, die *nicht* rückgängig oder ungeschehen gemacht werden können. Etwas kann nicht restituiert werden. Es stellen sich Verluste ein, die im Grunde irreparabel sind. Wir befinden uns in einer Situation, in der *das Helfen nicht länger hilft*. Uns vermag kein Ratschlag aufzumuntern, denn wir sind in einer Lage, in der wir »nicht mehr können können« (Emmanuel Lévinas). Es hat sich eine tief sitzende Verletzung in unsere Seele eingenistet, eine Daseinerschöpfung ungekann- ten und ungeahnten Ausmaßes ist eingetreten, eine verzweifelte Lebensmüdigkeit hat sich eingestellt, die von Aussichtslosigkeit und Hoffnungslosigkeit gespeist wird. Uns ist buchstäblich nicht mehr zu helfen. Die Empfehlung, Pfade des Vergessens und der Betäubung einzuschlagen, mögen zwar zu einer vorläufigen Erleichterung führen, aber das Trostbedürfnis will nicht abgewürgt werden. Der Ratschlag, die Leidensursache beiseitezuschieben und so zu tun, als gäbe es sie nicht, greift nicht. Ihr Stachel, der sich in unserem Fleisch verhakt hat, lässt sich nicht entfernen. Wir

können das Leiden nicht wegwünschen. Trostbedürftig sind wir immer wieder, aber wir wissen nicht mehr, woher der Zuspruch des Trostes kommen sollte. Und vielleicht ist der Trost in der Tat zu einem vergessenen und verlorenen Begriff, zu einem Fremdling in unserem Vokabular geworden.

Diese Heimatlosigkeit hat tiefe Wurzeln in der Kultur der Moderne. Es wäre allerdings ein Fehler, angesichts dieser Diagnose allzu schnell den Stab über das Zeitalter zu brechen. Die Ursachen vielfachen Leidens konnten im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte stets wirksamer bekämpft werden. Die westliche Moderne darf darüber hinaus als das Zeitalter notwendiger Emanzipation aus Abhängigkeitsverhältnissen und Unterdrückung gelten. In dieser Epoche einschneidender Selbst- und Weltumgestaltung wurden mancherlei Freiheiten errungen, die in Zukunft hoffentlich nicht rückgängig gemacht werden. Wir sind selbstbewusst und hoch motiviert in einer Kultur unterwegs, die uns dazu auffordert, uns unentwegt neu zu entwerfen, Grenzen zu verlegen, keinerlei Etappe selbstbestimmter Daseinsgestaltung zu verpassen, die Reichweite unserer Freiheiten zu erweitern, die Qualität unseres Gefühlshaushalts zu steigern.

Längst jedoch ist dieser Vorwärtsdrang ins Stolpern geraten, das Ideal hat seine Strahlkraft eingebüßt. Die tückische Dynamik, die diesem drohenden Scheitern zugrunde liegt, ist verhältnismäßig leicht zu entziffern. Je energischer wir uns nämlich optimieren und uns der pausenlosen Eigengestaltung widmen, umso öfter werden wir mit Frustrationen und Phasen der Erschöpfung, mit Selbstvorwürfen und Schuldgefühlen wegen unseres angeblichen Versagens, wegen unseres Leistungsdefizits konfrontiert. Das Misslingen ist immer in Reichweite, sobald wir uns dazu verrieben haben, »Lebensunternehmer«<sup>9</sup> zu werden.

Mit den positiven Emotionen, in deren Einzugsbereich wir leben wollen, geht nämlich ein ganzer Schweif negativer Emotio-

nen einher. Wir streben nach Erfüllung, Lust, Glück, Freude und Befriedigung. Damit wir aus diesem Reservoir schöpfen, müssen wir uns höchst arbeitsam den Kriterien dieses Lebensideals unterwerfen. Wir sind nie fertig, nie erfüllt genug, immer auf der Stufenleiter nach »positiveren positiven« Gefühlen unterwegs. Aber diese Übung in Selbstoptimierung fordert ihren Preis. »Die Paradoxie dieser um positive Emotionen zentrierten Lebensform«, so Andreas Reckwitz, »besteht jedoch darin, dass sie so unbeabsichtigt wie systematisch und in gesteigertem Maße negative Emotionen hervorbringt: Enttäuschung und Frustration, Überforderung und Neid, Wut, Angst, Verzweiflung und Sinnlosigkeit. An die Unterseite der Positivkultur der Emotionen ist gewissermaßen eine Realität negativer Affekte geheftet, die es gar nicht geben dürfte, die aber umso hartnäckiger an ihr klebt. Für den Umgang mit diesen negativen Emotionen fehlt in der spätmodernen Kultur jedoch der legitime Ort.«<sup>10</sup>

Falls sie das Haupt erheben, stehen Batterien von Therapeuten, Lebensberatern und pharmazeutisch geschulten Interventionisten bereit, die versprechen, uns aus der Klemme zu befreien. Und in aller Regel kommt das systemische Gerüst dieser Negativitäten – die unerbittliche Logik der ökonomischen und sozialen Anforderungen – ungeschoren davon. Die Strukturen, in denen die Einzelnen verzweifeln, bleiben unangetastet. Es ist das Individuum, das sich zurück auf die alte Schnellstraße begeben soll, nachdem es das unfreiwillige Intermezzo zu seiner Regenerierung optimal genutzt hat. Es fällt uns offenbar unendlich schwer, anzuerkennen, dass unser Leben verschattete Bereiche kennt, die sich *nicht* aufhellen lassen, weil ihre Farbskala bis ins Tiefschwarze hinabreicht.

Es wäre gewiss voreilig, mit Michael Ignatieff davon zu sprechen, dass in unserem Zeitalter ein »Aufstand gegen den Trost – und das Leiden« stattgefunden habe. Ein *Vergessen* des Trostes war gleichwohl in dessen Dynamik angelegt. Dieser galt als Relikt